

(Nachdruck verboten.)

Meine Handtreicherei.

Studienfahrten in Verkleidung eines vogelhändlerischen Handwerksburschen.

Von Karl Böttcher.

III. Landtreicher-Typen.

Zum Ausdud, eine fürchterliche Geduldssprobe — meine Eisenbahnfahrt in vierter Klasse von Dresden nach Mainz!

Ganz früh, im dämmerigen Gedämmen, einsteigen. Einige Reisegefährten, schwer mit Sack und Pack hereinkommend, noch halb im Schlaf. So der ganze Wagon mit den vergessenen Bänken eine Art Schlafwagen, aber im gewöhnlichsten Sinne des Wortes. Zwei stoppelbärtige Rumpfe, die sich auf den Boden hinlegen, nisteten einander „Lump“, weil der eine seine benagelschubten Beine zu weit vorstreckt.

Dann bei erwachendem Morgengrauen, das monotonen Rollen des Waggons durch die leichtvernebelte, grünlichimmernde Ebene mit ihren fruchtschweren Feldern; das unsanfte Weiter- und Weiterhüpfen im schwebenden Wagon.

Thüringerland! Ein langer Gütemarsch von kleinen Stationen, wo überall gehalten wird, und schnarrendes Auslaufen von Zeitungen und warmen Würstchen!

Neue Passagiere kriechen herein, erzählen rasch ein halbes Duzend trübe Geschichten von Hammer und Meißel und schlechten Zeiten, verräuchern dabei den ohnehin übel duftenden Wagon — tsch! — mit noch übler duftendem Tabak, spulen in alle Ecken und steigen ein paar Stationen später mit ganz unschuldigen Gesichtern wieder aus.

Blitzhitz in wilder Hast donnern propig vorüber, ein Leierkasten wimmelt graue Walzermelodien, während die ovale grüne Schnapsflasche unter „Juchhe!“ von Mund zu Mund tanzt. Prost!

Und jetzt sagt die Wartburg mit ihrem goldenen, sonnenfunktenden Turmkreuz herein durch die kleinen Waggonsfenster. Ah, wenn wenigstens diese gefängnisartig ungitterten Gucklöcher ringsum zwei Hände breit größer und somit menschenwürdiger wären! Aber nein — soich schwellender Augus hätte dem Staat gleich zu viel gekostet.

Einige Stunden später bin ich gründlich kaputt, wie nach einer fieberhaften Dosis. In meinem flau-geputzten Handwerksburschen-Kostüm gleiche ich einem nach Mainz verlassenen Sandbad, der schwerwiegend in der Ecke ruht. Manchmal höre ich wieder Zeitungen andrücken und warme Würstchen, weiß jedoch kaum, ob dies in Wirklichkeit oder im Traum geschieht: längst schob ich mein altes, getreutes Kissen unter den Kopf und schlafe. . . . Schlafe. . . . Schlafe.

Die beiden folgenden Tage verbringe ich im „goldenen Mainz“. Der für andere ein paar Schnapsbezüge, in Verdacht gerät, als verführe er über einige Groschen Geld, dabei etwas in Trübsalheit moustiert — für so einen erblüht gar bald „Freundschaft“ in tropischer Nacht. Nach diesem Regent werde ich auf der Herberge in kürzester Zeit mit einer Masse „guter Freunde“ beglückt, und immer wollen noch neue zur Truppe stoßen.

Allmählich wird aus diesem struppigen Beobachtungsmaterial ein mehr intimer Kreis herausforiiert. Aber der ist auch danach.

Wenigstens sind alte, in diesen gesellschaftlichen Gefilden längst bekannte, kammgastartige Stromer. Sie parodieren und glängen im Prunk ihrer Epithymen, wie „Selbstmord-Ob“, „Kummel-August“, „Winkel-Wille“, und führen mit den Kollegen gar famose Unterhaltungen:

„Karl, Du stiebst so in der Dummheit drin — nich 's kleinste Ausdud! konntest regeltrecht abbeteln.“ „Wie? Tischer bist? Un hast nich den lumpigen Sarg zusammenzumogeln? Bist die Stiefeln aus un laß Dich begraben!“

Ein abgerissener, hohlwanger Kaufmann in dieser Runde wird beinahe von Verzweiflung gepackt.

„Ach, dieses elende Dasein!“ jammert er mir vor. „Immer ohne Heim, ohne eigenen Tisch, unter den man die Beine steckt! Dieses Hungerleben! Müd! am liebsten einen dicken Strich durch machen. Was hab' ich in Frankfurt angestellt, um Arbeit aufzutreiben! Von früh bis abends auf den Beinen, die Straßen schweigend auf und abgeheht, vor jedem Esel den Buckel gekrümmt und — überall kalt abgewiesen. Das ist zehnmal schlimmer als betteln. Lieber laß' ich noch von Haus zu Haus nach Wonnigen, nach Brot, und laß' mich schlammigstenfalls arretieren.“

„Suchst Du Beschäftigung als Kaufmann?“

„Die find' ich niemals. Der erst auf der Landstraße liegt, ist als Kaufmann vorbei. Jetzt nehm' ich an, was sich bietet — ist mir alles gleich.“

„Soll ich Dir suchen helfen?“ fragte ich in brüderlicher Teilnahme. „Ja? . . . Also vorwärts!“

Ich laufe zwei Mainzer Zeitungen, durchstößere auf einer, von Magien überhöhten Straßenbank, hastig die Inzeroten-spalten. Ei, da sind etwa zehn Stellen, die passen könnten: Schreiber, Laufbursche, Packer, Hausdiener, Kellner —

„Schnell, mein Junge! Möglich, daß —“

Wir hoffen . . . springen und laufen — alles umsonst; alles angeblich schon besetzt.

Vor uns erheben sich einige Neubauten. Wollen's da mal versuchen; vielleicht braucht man einen Handlanger . . .

Ehe wir die schiefaufliegende Bretterbahn erklimmen, macht sich schon oben durch die neue Fensteröffnung kräftiges Abwinken seitens eines strohblonden Vollbarts bemerkbar.

Wir steigen trotzdem tapfer weiter.

„Sei!“ schreit's von oben. „Ihr seid wohl etwas dickfellig. Hier ist nichts!“

Also zum nächsten Neubau . . .

„Arbeiter werden nicht angenommen!“ verkündet eine dicke Aufschrift zwischen den Säulen des halbfertigen Portals. Der arme „Kollege“ ist vernichtet. Oede die Tischen und öde das Herz, und durch die Seele klingt's wie verhaltenes Weinen.

Jurück in die Herberge.

Derb angeheitert schwanzt ein robuster Kerl an den Schenktisch.

„Herbergsvater, vor'm Abgewöhnen noch einen Bittern!“

„Nein, Sie sind heute schon voll. Für Sie ist Schlaf!“

„Was? Ich — ich war beschmort? Ich? Ein ehemaliger Unteroffizier?“

Augenblicklich hat er mehrere Handwerksburschen in Front angestellt, ihnen an Stelle der Gewehre die Stöcke in die Hand gedrückt, und in schnarrendem, vom Kasernenhof bezogenen Ton kommandiert er:

„Ach-tung! — Präsen-tiert — 's Geweehr! — Au-gen — links! . . . Na, Herbergsvater, ein Kerl, der noch schön kommandieren kann, soll nicht mal mehr einen Bittern kriegen? . . . Da können Sie mir leid tun!“

Doch nein. Trotzdem den modernen Unteroffizier seine militärische Ehre bis herein in die Herberge verfolgt — der Herbergsvater bleibt unerbittlich.

Der folgende Tag steht mich mit zwei originellen „Kollegen“ die haubige Landstraße entlang, rheinabwärts steigend. Morgenwind, sanft rauschend in dachbelaubten Kastanienbäumen und blühenden Linden, bläst über die trüg ziehenden Blüten.

Der eine der „Kollegen“ ist ziemlich schwermütig. Mit schleppendem Schritt, barfuß, die durchlöchernten Stiefel aufs Heulichen geschleift, trottet er mir zur Seite. Der andere, in dessen Kopf eine Masse Bummel-Philosophie lastet, welche jetzt angeht des herrlichen Stroms an die frische Luft drängt, schwagt dafür umso eifriger.

„Siehst Du“ — entwickelt er in aufquellendem Behagen — „schöne Gegend, das ist beim Fischen die Hauptsache. Sommerfrischen, Badesorte, oder eine gute Rheinlandschaft, sind so die richtigen Reviere. Jamos, wenn in der alten Kummelpulle mal ein tüchtiger Schluß Welt-Schnapsort! Rheingegend hilft für den Durst am besten, und da fühlst sich meine Kehle am höchsten. Wenn ich hier mit meinen Gedanken die offene Landstraße entlang hummle — ich tausch' mit keinem Gendarm!“

„Schrift-seher bist Du?“ fragt er plötzlich mit wichtiger Miene.

„Ja, Schrift-seher.“

„Da machst Du auch Zeitungen?“

„Heiß' ich auch mit.“

„Hoffentlich lauter gute Zeitungen, keine, die lügen, so daß ein fein erzogener Hund das schönste Stück Leberwurst nicht frisst, wenn's in eine solche Zeitung eingewickelt war!“

„Wie lange treibst Du Dich schon auf der Landstraße herum?“ frage ich zurück.

„O, das ist eine Ewigkeit her! Manchmal wird's etwas unterbrochen durch Einsperren wegen Vogelhändlern. Aber zuletzt müssen sie mich doch wieder laufen lassen.“

„Hast Du solch Leben nicht bald satt?“

„Du meinst, ich soll solid werden? Dazu bin ich zu alt, zu müde und auch zu faul. Da muß man auf frischeren Beinen herumsteigen. Bei mir geht's im alten Schlenbrian weiter, bis ich sterbe. Das wird wohl mal im Strahengraben passieren.“

Einige Stunden sind verfliegen . . .

Wir rasten auf einem Steinbänken, in der Nähe eines langgestreckten Dorfes. Majestätisch durchwogt der Rhein die blühende Landschaft . . . Grüne Inseln im Strom, drüben am

Weinberg ein kleiner Friedhof, goldner Duft über anmutigen Höhen, alles in Sonnenpracht und darüber der strahlende Himmel.

Wie ich so vor mich hinträume, erhalte ich plötzlich von meinem „Philosophen“ einen kräftigen Stoß.

„Niederbäden!“ räumt er mir ins Ohr, und deutet dabei nach dem gelbwallenden Kornfeld, über welches die Bidelhaube eines Gendarmes blüht.

„Na, das macht ja nichts! Laß ihn doch!“

„Nein, mein Lieber! Mit solchen Deuten muß man so wenig wie möglich in Berührung kommen.“

„Da hast Du auch wohl keine Lust, mit ins Dorf hineinzugehen?“

„Warum denn nicht! Siehst Du da oben das Schiff? Mit dem fährt der gute Gendarm den Rhein hinunter. Ich kenne das.“

Jetzt aber fährt er noch nicht. Soeben steigt er schwerwichtig direkt auf uns zu, und schon von weitem schmeckt er mir entgegen:

„Was sind Sie?“

„Schrift-seher, Herr Gendarm.“

„Ihre Papiere!“

Ich reiche ihm meinen Reisepaß.

„Aber hier steht doch — Schrift-steller!“

„Ganz richtig; ob man bei unterm Geschäft die Schrift setzt oder stellt, ist vollständig gleich.“

„So?“

„Mit verblüfftem Gesicht ob dieser kräftigen Belehrung trottet er von dannen.“

Wir sitzen und sitzen . . .

„Sodderment, wo ist auf einmal unser schweigsamer Kollege hingekommen? Der hat sich davon gemacht!“

„Das merkst Du nicht?“ lacht der Philosoph. „Der bettelt schon tapfer im Dorf herum, und wenn wir ankommen, ist alles abgegrast. Auf der Herberge hat er von einem Schuster für zwei Schnapsbezüge einen Bleistiftgittel gekauft, auf dem alle die Häuser verzeichnet stehen, wo für uns was zu holen ist. Der Esel weiß gar nicht, daß ihn der Schuster mit seinem zusammenphantasierten Bettel beschummelt hat.“

Wir rücken ein ins Dorf . . . Vorbei an den kleinen, niedrigen Wohnungen, die jedoch alle eine gewisse Wohlhabenheit atmen.

Solch eine rheinländische Familie, die weiß zu leben! Programmäßig legen die Hühner ihre Eier; pausbäckige Kinder toben in Stube und Garten; unten im Keller träumt in bieder Trübsal ein hübsches Quantum einheimischer Wein, und hinten im Stall grunzt ein fettes Schwein — man hat sein Auskommen. Und in diese ganze Glückseligkeit guden die Rheingelände des Rheins.

Der sechsten? Ach nein. Lieber kriechen wir in eine Kneipspulle.

Da, der schweigsame „Kollege“ sitzt schon drinnen am flebrigen Tisch, trinkt an seinem Humpfen-Schnaps bereits eine halbe Stunde und läßt jetzt auch den Philosophen nippen.

Die ganze Kneipe, die wohl zugleich als Küche und Kinderstube benutzt wird, verkörpert eine Art Stilleben.

Auf dem Herberbreit düstern verschiedene Haarsämme; die Gläser erheben sich eines goldbräunlichen Bodensaptes; am Eingang, in Gesellschaft des Schuwerts der Familie, lagert ein nasser Umwickelschaden, und von der Luft will ich gar nicht reden. Neben dem Glas des Schweigsamen brüht sich paradenartig die Schnapsflasche des Philosophen, weil sie soeben mit Wein gefüllt wurde.

Ich nehme einen kräftigen Abschiedsschluß und dampfe auf dem Vorderdeck des nächsten Schiffes im Sonnenbrand stromabwärts.

„Apfelgold“

reiner perlender Apfelsaft mit ausgesprochenem Fruchtgeschmack. Aerztlich empfohlen für Zucker-, Nieren-, Blasen-, Nerven- und Gichtleidende.

Alkoholfreie Getränke-Industrie, G. m. b. H.

Wiesbaden

Telefon 3070. Adolfsstrasse 5.

Die Flasche 30 Pf.

Makulatur,

per Centner Mt. 4 —, zu haben in der Expedition des „Wiesbadener General-Anzeiger“

Gardinen

englisch Tüll.
Bandstores.
Spachtel etc.

Große Auswahl. **J. HERTZ,** Billige Preise.
Langgasse 20.

NB. Vorjährige u. Einzelfenster sind im Preise bedeutend ermässigt.

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 236.

Donnerstag, den 8. Oktober 1905.

20. Jahrgang.

Kleines Feuilleton.

Im zwanzigsten Jahrhundert. Unter dieser Spitzmarke schreibt, wie man aus Velde mittelt, „Die Glode“: Der Wegger Anton Knipping zu Westebde wurde im Mai d. J. in der Schulze Overesch'schen Jagd zu Sünninghausen dabei abgefaßt, als er einen Hasen schoss, und hatte sich deshalb vor dem Schöffengericht zu Velde wegen Jagdvergehens zu verantworten. Er führte für sein Vergehen eine Entschuldigung an, durch die Ben Aliba wieder einmal Lügen gestraft wurde. Knipping, der gar nicht wie ein schuldbelegter Sünder aussah, sondern einen biederen, harmlosen Eindruck machte, erzählte, er habe den Hasen infolge eines Briefes geschossen und mit dem Tier einen guten Zweck erfüllen wollen. Weil die Angelegenheit dringend und, abgesehen davon, eine Erlaubnis des Jagdherrn wegen der Schonzeit doch nicht zu erlangen gewesen sei, habe er den Hasenmord eigenmächtig begangen. Der Jasofo, in der Verhandlung verlesene Brief ist aus Blantenbogen bei Gütersloh datiert und von einem seinerzeit dort in Quartier liegenden Soldaten, einem Kameraden des damals erkrankten Bruders des Angeklagten Knipping, geschrieben und an die Eltern des Angeklagten gerichtet. Der Brief lautet: „... Ein Kamerad von mir, mit dem ich in der Tenne zusammenlag und der auch so krank gewesen ist, wie Euer Sohn, gab mir einen Rat, den er selbst erprobt habe und der allgemein garantiert sei. Ihr müßt sehen, daß ihr einen alten Hasen kriegt, der Junge bei sich hat. Diese Jungen müssen herausgenommen werden und, so wie sie sind, mit Haut und Haar, mit Speck und D... und Fett von Eurem Sohn gegessen werden. Aber seht zu, daß Franz ja nichts davon erfährt! ... Mit herzlichem Gruß ...“ Angekl.: „Daraufhin bin ich losgegangen, aber leider Gottes habe ich statt des rogenden Mutterhasen einen Kammerer geschossen.“ Knipping wurde zu 15 A. Geldstrafe verurteilt. In der Urteilsbegründung hieß es, es sei ja fast unglaublich, daß Knipping an die gute Wirkung dieser Wunderkur geglaubt haben könne, aber nach dem Auftreten des Angeklagten in der Verhandlung bleibe kaum eine andere Annahme übrig. Mit Rücksicht darauf habe der Fall so milde beurteilt werden müssen, als das Gesetz es eben zulasse.

Wilderers Ende. Aus Dolberg wird geschrieben: Zusammenstöße zwischen Forstbeamten und Wilderern sind in unseren waldreichen Gegenden nichts Seltenes. Nachdem erst vor einiger Zeit ein junger Mann durch einen Gendarm, der ihn beim Wildern ertappte, erschossen worden ist, hat jetzt ein Familienvater seine ungeliebte Jagdleidenenschaft mit dem Tode gebüßt. Als der Förster Dirks auf einem Rundgange sich dem Forstrevier Altersberg näherte, bemerkte er zwei mit Gewehren bewaffnete Wilderer, die einen Hasen und einen Fasan davontrugen. Bald trat noch ein dritter, gleichfalls bewaffneter Wilderer aus dem Walde. Als die Wilderer dann endlich schußbereit ihren Standort verlassen, legte sich Dirks der Länge nach auf die Erde und rief: „Gewehre weg!“ Sofort schoss ein Wilderer nach ihm, ohne jedoch zu treffen. Dirks kroch dann über die Schneise in das jenseitige Dickicht, hörte dort bald die nahenden Schritte der Gegner und forderte sie wiederum auf, die Gewehre hinzulegen.

Übermals wurde ein Schuß auf ihn abgegeben, der gleichfalls fehlging, da Dirks platt auf der Erde lag und nicht gesehen werden konnte. Der Förster gab jetzt sofort einen Schuß zurück, ein gellender Schmerzensschrei ertönte, während zwei der Wilderer eilfertig davonliefen. Der dritte Wilderer hatte einen Schuß in den Unterleib erhalten und wurde tot aufgefunden. Der Erschossene ist der Maurer Anton Grummie aus Vertice, Vater von vier Kindern. Er war als Wilderer bekannt.

Ein Dienstmädchen, das 3 Millionen Kronen erbt. Einem in Kopenhagen dienenden Mädchen aus Schweden ist eine Erbschaft von 3 Millionen Kronen zugefallen. Das Mädchen erklärte, es wolle seinen Dienst nicht verlassen, bevor der Mietskontrakt abgelassen sei.

Die Zustände in Vatu illustriert folgendes Nachtbild, das im „Kaspi“ geschildert wird: „Ein seltsames Bild bietet Vatu nach 8 Uhr abends. Von dieser Stunde ab dürfen die Bewohner laut Anordnung des Gouvernements sich nicht mehr in den Straßen blicken lassen. Die große Stadt stirbt vollständig aus; die leeren Straßen werden vom elektrischen Licht beleuchtet, unter dem das Straßenpflaster und die eisernen Gitter der geschlossenen Magazine gespensterhaft glänzen. An verschiedenen Stellen ertönen in dieser Totenstille die schrillen Rufe der Schutzwache durch die verödeten Straßen. Hier und da sieht man Militärpatrouillen; von Zeit zu Zeit reitet eine Kofalenabteilung vorbei, oder es marschiert in aufgelöstem Zuge eine Kompanie Fußsoldaten vorbei. Die Soldaten gehen in großen Abständen dahin, im Hinblick darauf, daß dann eine geschleuderte Bombe oder eine abgefeuerte Kugel nur wenige Leute treffen kann. ... Alles erinnert an das Blutvergießen der letzten Zeit und an den Haß und die Zwietracht, die noch nicht gestillt sind. Grauen und Unheil brütet noch immer über der erstorbenen Stadt. Die Gespenster der Morde und Greuel schweben in der drückenden Atmosphäre der qualvoll langen Nacht. ... In der „Stowa“ werden „Kuriositäten“ über die Zustände in Vatu erzählt; wir greifen Nachstehendes heraus: Zu zahlreichen Mißverständnissen ist es bei der Besichtigung der Häuser gekommen. Da ist auf die falsche Anzeige hin, daß aus einem Hause geschossen worden sei, so manches Haus bedroht, und nur durch heftiges Bitten des Hausbesizers vor Demolierung bewahrt worden. Unter anderen Häusern war auch ein ausschließlich von Ausländern bewohntes Haus beschossen worden. Eine Schar von Vatu'ser Hausbesitzern begab sich schließlich zum General Fobbejen, um Klage zu führen; unter den Hausbesitzern befanden sich mehrere Ausländer, und es entwickelte sich folgendes Gespräch: „Sie sind ein Engländer?“ (so fragte der General). „Wenden Sie sich an Ihren Konsul. Ich werde Maßregeln treffen.“ — „Sie sind ein Deutscher? Wenden Sie sich an Ihren Konsul.“ — „Sie sind ein Franzose? Wenden Sie sich“ usw. Die Schar der Russen steht schweigend da. Plötzlich ertönt aus ihrer Mitte der Schmerzensschrei: „Wo ist aber der russische Konsul?“ General Fobbejen sieht zornig nach dem Sprecher um; es ist ein Herr Doinikow, der schon siebenunddreißig Jahre in Vatu lebt. „Exzellenz!“ ruft der Russe aus, „sagen Sie uns doch, wo der russische Konsul ist? Die Eng-

länder, die Deutschen, die Franzosen finden Schutz ... Wo sollen wir Schutz finden?“ — „Sie sind betrunken!“ herrscht ihn der General an. — „Man kann sich schon einen Rausch aneignen, Excellenz, wenn wochenlang geschossen wird, einem die Häuser in Brand gesteckt werden und doch keine Hilfe kommt ...“ Der General drehte sich um, ließ den Sprecher stehen, und die „Audienz“ war zu Ende.

Die Getränke der Völker. Nach der neuesten Statistik des Handelsamtes in Washington scheint der Amerikaner im Vergleich mit seinen europäischen Brüdern im Trinken ziemlich mäßig zu sein. Er konsumiert weniger Bier als der Engländer, der Deutsche oder der Österreicher. Noch weiter zurück steht Bruder Jonathan im Verbrauch von geistigen Getränken; der Österreicher sowohl wie der Ungar, der Deutsche wie der Franzose übertreffen ihn darin. Als Weintrinker nimmt er die fünfte Stelle ein. Der Franzose, der Italiener, der Österreicher und der Deutsche trinken mehr von dem schönen Traubenmost. Dagegen sind Kaffee und Tee des Amerikaners Lieblingsgetränke. In der Konsumtion von Spirituosen steht der Italiener unter den Völkern Europas an letzter Stelle. Er trinkt auch weniger Bier als seine Nachbarn, dagegen ist der Verbrauch des leichteren, wenig Alkohol enthaltenden einheimischen Weins sehr groß, sobald er im Weintrinken gleich hinter dem Franzosen kommt, der den höchsten Weinkonsum unter allen Völkern aufweist. Der Russe steht im Verbrauch von geistigen Getränken an sechster Stelle; er trinkt nur ein dreihünftel von dem Bier, das der Engländer zu sich nimmt. Nehmen wir an, daß sich ein Deutscher, ein Amerikaner, ein Engländer, ein Franzose, ein Österreicher, ein Russe und ein Italiener zusammen zu Tisch setzen und Getränke in den Mengen bestellen würden, die dem Konsum dieser Getränke im ganzen Volk dem Verhältnis nach entsprechen, so würden die Maße außerordentlich verschieden verteilt sein; der eine würde soviel bekommen, daß er getrost darin baden könnte, ein anderer wieder kaum einige Schlücke. Lassen wir sie z. B. Tee trinken. Dann trinkt der Engländer 1800 Tassen, der Amerikaner 400, der Russe 275, der Deutsche 36, der Österreicher 20, der Franzose 18 und der Italiener nur eine einzige Tasse. Auch wenn Bier bestellt würde, würde sich der Engländer als der stärkste Trinker erweisen.

Moderne – Verlobte – Möbel

berlangen von der Darmstädter Möbelabrik, Hoflieferant, Friedelbergerstraße 129. Preisliste mit Abbildungen. 300 Zimmer in allen 835/102. Preislisten aufgestellt und stets lieferbar.

Bedeutendste Einrichtungshandlung Mitteldeutschlands.

Tel. Conrad H. Schiffer, 8693
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Restaurant Waldhäuschen
auch im Winter täglich geöffnet.

Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.

708

Otto Nietschmann N.

Spezialgeschäft

29 Kirchgasse

für complete

Kirchgasse 29

Küchen-Einrichtungen

in jeder Preislage.

Glas, Porzellan, Emaille, Luxuswaaren.

Nur bewährte Fabrikate!



Billigste Preise!



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 236:

Donntag, den 8. Oktober 1905:

20. Jahrgang

Morsch.

Roman von Friedrich Jacobien.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Die große Willenskraft, vermöge deren er sich aus der sozialen Tiefe emporgearbeitet hatte, und die ihm einen fast dämonischen Einfluß auf seine Mitmenschen verlieh, sie war nicht imstande gewesen, Gutes zu vollbringen, sondern sie wendete sich in allen ihren Betätigungen zum Bösen, und diese moralische Krankheit, deren Dr. Franz Schubert sich heute bewußt wurde, konnte nicht durch das Mittel der Strafe gehoben werden.

Sie mußte fortbauern bis an das Lebensende.

Noch in später Abendstunde traf von der Staatsanwaltschaft in Innsbruck eine ausführliche telegraphische Antwort ein.

Sie bestätigte zunächst, daß Franz Schubert tatsächlich als entsprungenen Sträfling stiefbrüchlich verfolgt werde und stellte das Ersuchen um Auslieferung an die zuständige Behörde. Sie fügte sodann aber noch weiter hinzu, daß es von dem größten Interesse sei, auch den Aufenthaltsort des zweiten Flüchtlings zu erfahren, da sich nachträglich Beweise von seiner Unschuld aufgefunden hätten, und das Verfahren zu seinen Gunsten wieder aufgenommen worden sei.

Die Kürze des Telegrammstils verbot naturgemäß eine genauere Angabe der einzelnen Umstände, aber sie war dennoch deutlich genug, um keine Zweifel an der Wahrheit aufkommen zu lassen.

Der Polizeirat, welcher die vorläufige Festnahme Schuberts angeordnet hatte, begab sich selbst mit dem Telegramm nach der Zelle seines nunmehrigen Gefangenen.

Er erfuhr von dem Schließer, daß Schubert einige Speisen zu sich genommen und darauf den Wunsch nach Ruhe ausgesprochen habe.

Man hätte ihn noch etwa eine Viertelstunde in seiner Zelle auf- und abgehen hören, aber nun sei es ganz stille geworden und er werde wohl schlafen.

Er schlief in der Tat ungewöhnlich tief und fest. Man konnte bei dem ersten Blick wirklich glauben, daß die Anstrengung und Aufregung des Tages ihn so blaß und regungslos gemacht hatten, aber dann sahen sie bei dem flackernden Licht der Kerze, daß Franz Schubert tot war.

Er hatte sich mit einem kleinen Federmesser die Pulsader geöffnet, und man konnte bedauern, daß die Kunst des Arztes der Menschheit nicht erhalten blieb, denn der Schnitt war sehr sorgfältig und sachgemäß ausgeführt, und das Ende mußte leichter gewesen sein, als jede Minute dieses ruhelosen und verfehlten Lebens.

Man fand bei dem Toten ein Notizbuch, aus dessen Aufzeichnungen hervorging, daß die beiden Flüchtlinge sich zuletzt in Westerland aufgehalten hatten.

Auf Grund dieser Andeutung beschloß die Behörde, ihre Nachforschungen über den jetzigen Aufenthalt Joseph Richters auf Sylt zu beginnen.

Den freigewordenen Toten begruben sie in den Boden der freien Hansestadt.

Joseph hatte sich von seinem bisherigen Genossen getrennt. Was jener um der Ruhe seines Gewissens halber beschlossen hatte und was er in der Unruhe seines Grübelns doch nicht auszuführen vermochte, das wollte der andere aus einem mehr körperlichen Grunde ausführen.

Er fühlte, daß die Angst und Sorge, welche jedem Verfolgten und Geächteten die Ruhe raubt, nicht mehr von ihm ertragen werden konnte, und es dünkte ihn besser, eine unverdiente Strafe zu erleiden, als sich ewig und überall vor ihren schleichenden Schritten zu fürchten.

Wenn die Zeit der Unfreiheit vergangen war — und sie mußte vergehen — wie alles Zeitliche — dann gab der Rest des Lebens die Möglichkeit, für eine nachträgliche Freisprechung zu kämpfen, aus einer tiefen und angstvoll gehüteten Verborgenheit war dieser Kampf unmöglich.

Bis dahin werden die Menschen sich von dem Geächteten abwenden und der Gram darüber muß ertragen werden; unerträglich schien es nur, daß eine sich abgewendet hatte.

Damals in Hörnum zwischen den Wänden der verlassenem Rettungsstation, als Joseph von der Last seines Geheimnisses gequält, das Leid einem halben Kinde anvertraut hatte.

Er wußte jetzt deutlicher als je, daß dieses Mädchen nicht mehr ein Kind war, und daß ihr Herz ihm gehört hatte, aber die Schrecken des Zuchthauses waren zu groß, um von einer erst aufkeimenden Liebe ertragen zu werden.

Jetzt wollte er noch einmal vor sie hintreten, um ihr zu sagen, daß er einer unschuldigen Strafe freiwillig entgegengehe. Dem Flüchtling, der sich fürchtet traut keiner die Unschuld zu, dem Manne, der sich seinem Schicksal stellt, kann die Liebe glauben.

Weiter dachte Joseph nicht über die Zukunft nach. Vor der Möglichkeit, daß Helene seine Strafszeit abwarten und ihm alsdann mit gläubiger Seele angehören werde, schloß er seine Augen wie vor einem überhellen Sonnenlicht; es dünkte ihn schon genug, daß sie seiner als eines Unschuldigen vielleicht gedenken werde.

Wo war sie jetzt?

Der alte Fischer hatte die Tochter nach Amrum gebracht, und sie sollte dort vorläufig bei ihrer Waise bleiben; es war kaum zu erwarten, daß sie schon jetzt in das Heimatdorf zurückgekehrt sei.

Joseph brachte den größten Teil des Tages am Hafen zu und fand nach einigem Suchen einen Ewerführer, der aus Amrum stammte und im Laufe der Nacht nach seiner Heimatinsel abgehen wollte. Der Mann konnte natürlich ganz genau jeden Einwohner der kleinen Insel und bestätigte auf Befragen, daß draußen in den Dünen, nicht weit vom Rebel, eine alte Frau wohne, die einen Bruder auf Sylt hätte.

„Se is man wat tumpig!“ de ol „Margret Ingeborg“, sagte er in seinem heimatlichen Platt, „aber to Tids het se en

*) Kindisch.

lütt Deern bi sit, wat de Dochter vun ehr Broder is, und de deist ehr plegen —

Sie wurden handelsmäßig um die Mitfahrt, denn es bestand zwischen Hamburg und Amrum keine regelmäßige Postdampferverbindung, und das schmale Bündel, welches Joseph bei sich trug, ließ den alten Schiffer vermuten, daß es dem Fremden um eine billige Reise zu tun sei.

In seiner wortkargen Weise fragte er auch nicht nach dem Grunde derselben; die Bevölkerung der Nordsee hatte Angehörige in aller Welt, und viele davon waren verschollen — es kam nicht selten vor, daß bei Nacht und Nebel ein Wandersmann erschien und von dem Toten Kunde brachte.

Als das Watteneschiff den Hafen verließ, war das Wetter noch erträglich, aber bald darauf setzten Sturm und Regen ein, und sie mußten kreuzen, um überhaupt vorwärtszukommen. Bisweilen gingen die Wellen über Bord, und es war nahe daran, daß sie in Seenot gerieten; ein großer englischer Dampfer, der westwärts fuhr, rief sie an, und Joseph hätte Gelegenheit gehabt, unter einem triftigen Vorwand bei dem Ausländer an Bord zu gehen.

Er kam dann sicher nach London und konnte von dort aus seine Flucht fortsetzen oder sich überhaupt als gerettet betrachten.

Aber er widersand der Versuchung, obwohl der Schiffer selbst darauf hinwies, daß es noch schlimmer kommen könnte, und daß sie vielleicht dennoch einen Nothafen anlaufen müßten; denn mit jeder Stunde, die der neigende Tag sie dem Ziel näher brachte, wuchs in Josephs Seele die Sehnsucht und die Umgehung.

Als Nordstrand in Sicht kam, erklärte der Führer, daß sie die Insel anlaufen müßten, da der Wind vollständig konträr geworden war, und dieser Aufenthalt verzögerte die Fortsetzung der Reise so sehr, daß sie erst am vierten Tage nach ihrer Abfahrt die wilden Dünen von Amrum in Sicht hatten.

Es ging schon auf den Abend, als sie den kleinen halbverlandeten Hafen erreichten. Das Wetter war etwas ruhiger geworden, und die Wogen der Nordsee hatten sich zu einer frischen Dünnung geebnet, aber der regenlose Himmel hing voll düsterer Wolken, und das niedergehende tief verhüllte Tagesgestirn warf einen müden, bleichen Schimmer auf das braune Heidekraut.

Drüben auf Sylt, wo man Hörum Kliff auftragen sah, mochte sich noch ein spärliches Babelleben hinschleppen, aber auf Amrums Nordspitze, die das neue Bad Wittbün trug, hatten die Fremden schon Abschied genommen, und auch die einsamen, gleich grauen Würfeln daliegenden Hospize begannen ihre Fenster zu verschalen.

Es war Herbst und die Insel ging dem Winterschlaf entgegen; über ein kurzes Wied die Brandung mit dem Dünenfand ihren wilden Reigen beginnen.

Trauriger und einsamer hatte Joseph sich niemals gefühlt. Leute wiesen ihm einen Weg nach der Hütte der Alten, den man kaum als Pfad bezeichnen konnte; er führte über ein wildes Trümmerfeld, wo in grauer Vorzeit sagenhafte Menschen gehaust haben sollten, er mündete zwischen Dünen, die nicht wie auf Sylt die Spuren menschlicher Schuhabarbeit trugen, sondern wild und zerrissen in Sandbänke verliefen und er war zuletzt vollkommen von Sand überschüttet.

Dort lag die Hütte.

Fast nur noch ein moosbewachsenes Strohdach über zwei bis drei blinden Fenstern; der Rest lag schon in der Düne begraben und ein einziger Orkan konnte sie von dem nackten Boden verschwinden lassen; die Leute am Hafen hatten auch schon angedeutet, daß sie fast nur noch ein Grab sei.

Darinnen eine steinalte Frau, die dem Grabe nahe war; sie sah bei dem glimmenden Torffeuer und spann mit gichtigen Händen.

Allein. —

Aber als Joseph zu ihr trat und nach Helene frag, da ging ein blaßes Lachen um ihren zahnlosen Mund.

„O ja, die Lene wäre noch da, aber sie würde wohl heute oder morgen abgeholt werden. Alte Leute solle man allein lassen, und die jungen müßten freien; sie selbst käme in den nächsten Tagen in ein Armenhaus, und da wolle sie den Tod freien.“

„Wo das Mädchen sei?“

„Man könnte es nicht wissen — vielleicht zwischen den Dünen mit dem Blick auf Sylt; sie hätte das Heimweh — Heimweh hätten sie alle.“

Zwischen den Dünen traf Joseph mit Lene Ivers zusammen. Es war fast wie vor wenigen Wochen drüben auf der verlassenem Rettungsstation, nur daß hier in dieser Einöde keiner jemals an die Rettung Schiffbrüchiger gedacht hatte.

Und der Mann dünkte sich demnach wie einer, den das Meer ausgeworfen hatte und wie ein Mensch, der dem Tode entronnen ist, fiel er vor dem jungen Weibe in den Sand.

„Lene, sagte er atemlos, da bin ich wieder! Du hast geglaubt, daß ich weit weg sei, aber ich war immer in deiner Nähe, es konnte nicht anders sein. Willst du mich ansehen?“

Sie hatte in der Düne gesessen, mitten zwischen dem flatternden Strandhafer, die Hände müdig im Schoß. Und sie war über seine Erscheinung so erschrocken, daß ihre Glieder wie gelähmt blieben. Aber die großen blauen Kinderaugen füllten sich mit Tränen.

„Du sollst fliehen, stammelte sie hastig. Nein, nicht anfassen, sonst muß ich dich festhalten und dann kommen sie. Wo bist du gewesen?“

Er lehnte noch immer im Sande liegend, den Kopf an ihre Knie.

„Auf dem Wasser Lene, im Wasser — was weiß ich! Und du treibst mich nicht fort?“

„Doch Joseph! Du sagtest mir, daß sie dich verfolgen.“ —

„Unschuldig.“ —

Ihre Tränen begannen zu fließen und sie beugte sich über ihn, denn er hatte jetzt den Kopf ein wenig gewendet und in ihren Schoß gelegt.

„Ich glaube es dir, Joseph, ich glaube es tausendmal, da kannst ja kein Unrecht tun!“

„Vielleicht dennoch, entgegnete er leise, denn ich habe dein Herz geraubt und nun muß ich es mit mir nehmen in — in die Zelle. Sie sollen mich nicht fangen, ich gebe freiwillig zurück; wenn ich aber frei bin, dann werde ich für meine Unschuld kämpfen. Kannst du dabei an meiner Seite stehen?“

Es war plötzlich anders gekommen, als er sich alles gedacht hatte; nur ihren Glauben, ihre Achtung wollte er mit sich nehmen in die Unfreiheit, und er nahm ihr Herz mit.

Dann saßen sie zusammen und redeten leise miteinander.

Einmal schrie das Mädchen leise auf und blickte ihn vorwurfsvoll an; das war, als er ihr sagte, daß er auf einer gelehrten Schule gewesen sei und sein Brot mit dem Denken verdienen könnte.

Aber er zog sie an sich.

„Liebe denkt nicht. Wenn ich wieder frei bin, gehen wir weit weg, dahin, wo du neben mir stehen kannst. Und Liebe lernt voneinander. Warum siehst du auf das Meer — kommen sie schon?“

Es war ein Fischerboot, das von dem schrägliegenden Segel in die Wellen gedrückt wurde.

Rasmus Ivers kam, um sein Kind heimzuholen.

Er sah in tiefen Gedanken am Steuer, denn es war ihm etwas Seltsames passiert. Sie hatten ihn heute vormittag auf das Gericht gefordert und ihm ein Bild vorgelegt, was in einem Blatt abgedruckt war. Er war gefragt worden, ob dieser Mann bei ihm gewohnt hätte und ob er angeben könnte, wo derselbe sich jetzt aufhalte. Wenn er etwas wüßte, so brauchte er nichts zu verschweigen, denn es handle sich um einen Unglücklichen, den die Gerichte unschuldig verurteilt hätten und dem sie nun seine Ehre zurückgeben wollten. —

Das Boot lag tief im Wasser, und Rasmus Ivers hatte die Empfindung, als ob nicht nur der Wind es in die Flut hineindrückte, sondern obendrein der Ballast seines eigenen Herzens.

Diesen Unglücklichen hatte er von der Schwelle gewiesen, weil er wußte, daß seines Kindes Herz dem Fremden geneigt war, und weil die Selbstsucht das Kind nicht in die Fremde ziehen lassen wollte.

Und oben auf der Düne standen die zwei im Zwielicht des Abends.

Sie sahen das Segel über die Flut streichen und wußten, daß es einen alten starrsinnigen Mann herführte; sie kannten noch nicht die Vosschaft, deren Träger er war, und die nächste Zukunft lag noch schwer vor ihnen. Aber sie hielten einander in Liebe umschlungen.

Und es war für sie ein freundliches Symbol, daß in diesem letzten Augenblick vor dem Untergang einer unsichtbaren Sonne tief unten im Westen die Wolkenbant zerriss und ein einziger hell aufflammender Strahl über die Insel schoss.

Dann knirschte der Sand unter dem Kiel des Rachens. —

— Ende —

Uhren, Gold- und Silberwaren

empfiehlt zu aussergewöhnlich billigen Preisen **Ph. Schlosser**, Marktstrasse 6. — NB. Reparaturen an Uhren und Goldwaren werden solid und billigst ausgeführt. Altes Gold und Silber wird Zahlung in genommen. 6445

Plakate in Lackschrift etc.

Entw., Zeichn., Maler. j. A. liefert A. Pappert, Wellritzstr. 25, H.



Wird die Ausrottung der Krankheiten gelingen? Ueber diese Frage äußerte sich ein in hoher Stellung befindlicher Sachverständiger, der Generalarzt Dr. Wyman, in einem Vortrag in der Universität von Missoari, und zwar in so merkwürdig hoffnungsvollen Worten, daß sie in weiteren Kreisen Aufsehen erregt haben. Er sprach zuerst von den großen epidemischen Krankheiten wie der Cholera, dem gelben Fieber, der Malaria und den Pocken und wies darauf hin, wie sie unter dem Einfluß der modernen Behandlungsweise viel von ihren Schrecken verloren haben. Es sei nicht eine unter ihnen, die den wissenschaftlichen Unterdrückungsmitteln der Gegenwart ganz unzugänglich sei, und es werde der Tag kommen, und er sei nicht mehr fern, wo das Entstehen, das diese großen Epidemien verbreiten, nur noch der Geschichte angehören werde. Weiter kam Wyman auf die kleineren epidemischen Krankheiten zu sprechen, die in Wirklichkeit von größerer Bedeutung wären als die anderen, da — sie mehr Unglück, eine größere Zahl von Todesfällen und schlimmeres körperliches Leiden verursachen, aber wohl gleichfalls mit der Zeit ausgerottet werden könnten. Zu diesen rechnete er die Tuberkulose, den Typhus, die Masern, den Scharlach, die Malaria und die Diphtheritis. Der Grund, weshalb diese Krankheiten im Vergleich zu jenen nur kleinere Seuchen genannt werden, liegt auf der Hand, weil sie nicht so plötzliche weit ausgreifende Epidemien erzeugen, sondern mehr endemisch auftreten. Man mag den Gedanken an die Möglichkeit der völligen Ausrottung all dieser Krankheiten, meinte Wyman, als utopisch bezeichnen, in Wirklichkeit aber sei er nicht utopisch. Das Ziel ihrer Unterdrückung werde schließlich erreicht werden, durch die aufgeklärte Gesinnung der Behörden, durch eine weitere und mehr vollständige Ausbreitung gesunder Kenntnisse und die Vervollkommnung aller Organisationen der Gemeinden und Staaten zu Gunsten der Volksgesundheit. Das Zusammenwirken dieser verschiedenen Faktoren sei in einem gewissen Grade schon heute gesichert, müsse aber noch weitere und größere Fortschritte machen. Die Zeit sei nahe, in der das Volk selbst unwillig sein werde, unter ungesunden Verhältnissen zu leben, die eine Entwicklung von Krankheiten überhaupt gestatten, so daß man reine Luft, genügendes Sonnenlicht, reichliche Versorgung mit tadellosem Wasser und wirksamer Beseitigung aller Abfallstoffe ebenso gebieterisch fordern werde wie jetzt die Reinlichkeit des Haushalts. Die internationalen Vereinbarungen zu diesem Zweck durch teils offizielle, teils inoffizielle internationale Zusammenkünfte und Vereinbarungen hätten schon einen großen Einfluß erlangt, der sich von Tag zu Tag fühlbarer mache. — Den Herrn Generalarzt in Ehren, aber zum ersten erweist die Geschichte, daß in Laufe der Zeit neue Krankheiten auftreten, die man vorher nie gekannt, und zum zweiten beweist er uns, daß er Anhänger einer strammen materialistischen Weltanschauung ist; die christliche Welt der Ursache und dem Aufheben der Krankheit eine andere Stellung zu.

Ein Dämonentheater in Tibet. Das Museum zu Brooklyn ist soeben in den Besitz einer interessanten Sammlung tibetanischer Masken von phantastischem Aussehen gelangt, die bei den Aufführungen religiöser Spiele im Gebrauch sind. Dadurch wird wieder ein höchst fesselnder Einblick in die geheimnisvolle Kultur dieses mysteriösen Landes gestattet, von dem sich nun allmählich nach der englischen Expedition doch die dichten Schleier zu heben beginnen, die so lange die Sitten und Gebräuche Tibets für den Europäer in undurchdringliches Dunkel hüllten. Es sind Tigrisrachen, Geister greulich grinsender Dämonen, manchmal von abgeschnittenen Menschentöpfen und Totenschädeln bekrönt, in denen die Schauspieler bei den mythischen und teuflischen Dramen auftreten, die am letzten Tage des buddhistischen Jahres in den einzelnen Tempeln der Lamas und vor allem vor dem Dalai Lama persönlich aufgeführt werden. In den Tagen, die dieser Feierlichkeit vorausgehen, sieht man alle Wege Tibets, die nach Lhasa führen, dicht bedeckt mit langen Karawanen von Pilgern, Priestern, von allerhand Gläubigen, die auf Ochsen, Kamelen und Pferden dahereiten. Sie strömen herbei aus den entlegensten Gegenden des Landes, ja der buddhistischen Welt: aus der Mongolei, China usw. Alle wollen sie den Mysterien beiwohnen, die unter freiem Himmel in dem innern viereckigen Hof des Palastes des Dalai Lama auf dem Hügel dargestellt werden. Vor der Vorstellung werden Tausende von Kuchen gebacken, die dann während der Vorstellung noch ganz heiß und dampfend herumgereicht werden, um die vielen Lamas und Priester unter der Zuhörerschaft würdig aufzunehmen. Dieses Bankett wird nach den Mitteilungen eines weisen und gelehrten Hindu, des Pandita Sarat Chandra Das, der in der Verkleidung eines buddhistischen Pilgers den Aufführungen beigewohnt hat, in besonders dazu geeigneten, aus Gold gefertigten und mit Edelsteinen geschmückten Gefäßen hergestellt. Endlich ist der große Tag nach all den Vorbereitungen herangekommen. Alle Fenster des Palastes, die nach dem Innern des Hofes hinausgehen, sind schwarz von Menschen. Der Dalai Lama nimmt auf einem erhöhten Thronische Platz, er ist umgeben von Priestern und hohen Würdenträgern, die

in bunten, vielfarbigen Gewändern gekleidet sind. Die Bühne wird durch einen Raum gebildet, der inmitten des Hofes freigelassen worden ist. Die Handlung dieser Mysterien, die mit den Passionen und Mirakelspielen unseres Mittelalters manche Ähnlichkeit haben, soll die Geschichte des Karmasimus in seinen Kämpfen und seinem endlichen Triumphe über die heidnischen Mächte vortragen. Auch diese Spiele sollen religiös begeistern, erschauern, sollen wie eine Predigt Schrecken und Zerknirschung hervorrufen. Doch scheint sich über dem tibetanischen Höllentanz nicht wie in unseren mittelalterlichen Spielen eine seltsame Himmelslust zu erheben, sondern der teuflische Graus steht ganz im Vordergrund. In einer Reihe phantastisch gräßlicher und grotesker Szenen wird den erschauernenden Zuschauern vor Augen gestellt, wie die Dämonen die armen Seelen umkreisen und sie zu zerfleischen drohen. Diese Dämonen und Höllengestirte werden von Schauspielern vorgeführt, die sich jene schrecklichen Larven vorbinden, von denen einige Exemplare nun dem Brooklyn Museum gehören. Am Schluß des Dramas erscheint als ein „deus ex machina“ ein Schauspieler, der den großen Lama darstellt, und überliefert die unseligen Menschenkinder teuflischen Gesellen mit wilden Raubtierkröpfen, die sich nun auf sie stürzen und sie zu zerfleischen beginnen. Diese Höllengestirten werden unterbrochen durch Gesänge und Tänze, bei denen 300 Personen mitwirken. Ein Orchester, das aus Tymbals, Klöten und Trommeln besteht, läßt eine eintrübige und pathetische Musik ertönen. Während die verdammten Seelen ihrem gräßlichen Ende zugeschlüpft werden, gipfelt die ganze Aufführung dann in einer Prozession, die die durch die Allmacht des großen Lama geretteten und erlösten Seelen vor dem Thron des wirklichen Dalai Lama aufzuführen. In langem Zuge wallen die Schauspieler und Mitwirkenden an seinem Sitz vorbei, küßigen ihm, indem sie vor ihm niederfallen und die Gebete abgeben, und so vereinigt sich alles noch einmal zu einer imponierenden Schau.

Die gelbe Rasse. In seinem Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen schreibt Gobineau: Alles deutet darauf hin, daß der Ursitz dieser Rasse sich auf dem amerikanischen Festlande befindet. Wir sehen sie seit den Urzeiten durch den dichten und mächtigen Damm, den ihr die Zivilisation der Weißen entgegensetzt, zurückgehalten, und ehe sie dieses Hindernis zu übersteigen vermochte, gezwungen, sich in zwei Zweige zu teilen; und am Eismeer, am japanischen Meer und an den Küsten Chinas entlang Europa und Asien zu überschwemmen. Aber wenn man sieht, welche erschreckenden Massen sich im zweiten Jahrhundert v. Chr. im Norden der heutigen Mongolei drängten, so ist es nicht möglich, anzunehmen, daß diese Mengen einzig in den elenden Gebieten der Tungusen, Ostjaken, Jakuten und auf der Halbinsel Kamtschatka entstanden seien und sich weiter entwickelt haben. Die gelbe Rasse als Angreiferin und Siegerin ist, wenn sie zwischen die deutschen Völker gerät, einem Flusse ähnlich, der Goldlager durchströmt und zerstört; er behält seinen Schlamm mit Goldkörnern und bereichert so sich selbst.

Der „Boo“ eines Privatmannes. Aus London wird berichtet: Die Nachricht, daß der älteste Sohn von Lord Rothschild in London, Mr. Walter Rothschild, einen seltenen Schmetterling aus Ecuador für 20 000 Mk. gekauft hatte, hatte das Herz aller Schmetterlingsjäger höher schlagen lassen, da der Höchstpreis bis jetzt 900 Mk. betragen hatte. Die Nachricht wurde aber bald widerrufen. Da Rothschild in einem wertvollen Museum am Tring Park über eine Million Schmetterlinge besitzt, so kennt er das Geschäft zu gut, um so unsinnige Preise zu bezahlen. Ein Sammler bot ihm einst für 3000 Mk. ein angeblich neues Exemplar an, aber Rothschild antwortete ihm höflich ablehnend und bot ihm 20 Exemplare derselben Art für ein Zehntel des geforderten Preises an. Der mächtig große, rote Siegelbau bei Tring Park enthält die größte zoologische Privatsammlung der Welt, die wissenschaftlichen Studiengründen dient; den Naturforschern sind die Berichte bekannt, die Rothschild jedes Jahr mit Hilfe des Direktors Dr. E. Hartert und des Kurators Dr. Karl Jordan herausgibt. Im vorigen Jahre wurde die Sammlung von etwa 30 000 Besuchern besichtigt. Hier findet man Exemplare von lebenden und ausgestorbenen Tieren von allen Teilen der Welt, ausgepöpst oder in Skeletten. Da ist eine in Angola gefossene Giraffe, 18 Fuß 10 Zoll hoch, die höchste bekannte Art; ein vollkommenes Exemplar eines Quaggas aus der Kapkolonie, eine jetzt ausgestorbene Tierart; ein Purdysgebrä aus dem Orangerstaat, ein großer Affe mit zwei Eiern, vielleicht das wertvollste Exemplar des Museums, denn Vogel und Eier werden auf je 6000 bis 7000 Mk. geschätzt. Daneben sieht man ein mongolisches wildes Pferd, zu dessen Erlangung der Herzog von Bedford eine Expedition nach dem Kobdo-Tal in der Mongolei sandte. Adler, Straße, Geier, Gorillas, Wild, Iltis und 160 000 Vögel bevölkern die Schränke. Ein Glashschrank enthält nur Paradiesvögel, darunter einen wunderbaren Vogel, dessen Dasein mehrere Naturforscher bezweifeln, bis das Exemplar nach Europa gebracht wurde; ein anderer Schrank zeigt eine wunderbare Sammlung Kolibris. Merkwürdig sind auch die Riesenschildkröten, die jetzt im Aussterben begriffen sind. Eine kürzlich im Museum verstorbene Schildkröte war mindestens 250 Jahre alt; eine andere Schildkröte starb vor kurzem im Alter von etwa 100 Jahren „in der Blüte ihrer Jugend“. Sie war 1812 von einem Kapitän gefunden worden und damals sieben oder acht Jahre alt. Lebende Tiere hält Mr. Rothschild nur wenige, darunter eine Herde Kängurus, die im Park leben. Andere lebende Tiere bringt er im Zoologischen Garten unter, von dessen Bestand von 2300 Tieren ihm 80 bis 90 gehören.

Kriegswissenschaft.

Balthasar Cäpple ist ohne jede Frage der friedfertigste und sanftmütigste Mensch auf Gottes schöner Welt. Vor ungefähr zehn Jahren verheiratete er sich mit Fräulein Katharine Merrätzig, einer Lehrerin, die der festen Ansicht ist, daß sie in einer Minute mehr zu lernen imstande ist, als ihr Mann in siebenunddreißig Jahren und fünf Monaten. Im Laufe der Zeit hat sich Balthasar daran gewöhnt, sein Dasein mit einer ihm in jeder Hinsicht weit überlegenen Frau zu teilen und die wenigen Fälle im Laufe der Jahre, wo er sich in voller Uebereinstimmung mit seiner besseren Hälfte befand, söhnten ihn immer wieder mit den vielen Tagen aus, wo die Harfe seines Ehelebens unharmlose Mißklänge ertönen ließ.

Einer jener seltenen Fälle ereignete sich auch kürzlich, als die beiden Gatten in einer Abendgesellschaft bei einer bekannten Familie waren. Frau Cäpple, geborene Merrätzig, entwickelte ihre Kenntnisse der Kriegsgeschichte und verwandter Wissenschaften. „Kriege“, sagte sie, „werden gewöhnlich nach den Namen der beiden kriegführenden Nationen bezeichnet und es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß dabei immer der Name der siegenden Nation erst in zweiter Reihe genannt wird. So hatten wir den französisch-deutschen Krieg, in dem das französische Volk von den Deutschen beinahe vernichtet wurde. Dann den chinesisch-japanischen Krieg, wo China vollständig von den Japanern geschlagen wurde. Wie hatten den griechisch-türkischen Krieg mit den Türken als Sieger, den spanisch-amerikanischen Krieg, wo Spanien überall unterlag. Wir haben jetzt den russisch-japanischen Krieg, in dem die Russen bisher alle Schlachten verloren haben. Ich glaube in der That, unter diesen Umständen kann man als allgemeine Regel gelten lassen, daß alle Kriege in erster Reihe nach dem Namen der Besiegten bezeichnet werden.“

„Ich bin ganz der gleichen Ansicht, liebe Katharina“, wagte hier Balthasar Cäpple ganz bescheiden einzuwerfen.

„Du? Wirklich?“ fragte spöttisch seine Frau. „Hast Du Dich denn jemals mit diesem Gegenstande beschäftigt oder darüber gelesen und nachgedacht?“

„Ja, zuweilen“, antwortete Balthasar und überreichte seiner gelehrten Frau einen vergilbten Zeitungsanschnitt, den er aus seiner Brieftasche genommen hatte.

Der Ausschnitt enthielt nur die wenigen Worte:

Balthasar Cäpple — Katharina Merrätzig
Vermählte.



Bei der Kostümprobe. „Sieht es mir gut?“ fragt sie, als sie in einem Kostüm, das vor hundert Jahren zur Zeit der Empire mode war, vor dem Manne paradierte, der zwar nicht ihr Herr und Meister, aber ihr Gatte war.

„Sehr gut, meine Liebe“, gab er zur Antwort.

„Möchtest Du nicht, daß ich mein ganzes Leben lang solch ein Kostüm trage?“ fragte sie.

„Nein, aber ich möchte, Du hättest gelebt, als solche Kostüme getragen wurden“, erwiderte mürrisch der Grobian und vertiefte sich wieder in seine Zeitung.

Vanity fair.

Humor.

„Das ist recht, Wilhelm“, sagte August Pfannkuchel zu seinem Freunde Wilhelm Mährenzahn, der sich vor einigen Tagen verheiratet hatte. „Ich höre, Du hast Deiner Frau zu Ehebe das Rauchen drangegeben. Das gefällt mir. Das habe ich auch getan, als ich heiratete.“

„Und hast Du es ausgehalten?“

„Na, weißt Du, die erste Woche ist es mir doch schwer gefallen, von der Pfeife zu lassen. Aber nachher habe ich gar keine Schwierigkeiten mehr gehabt.“

„Wie hast Du das denn angefangen?“

„Sehr einfach. Nach acht Tagen habe ich wieder geraucht.“

„Lehmann altes Haus, leih mir zehn Mark! Willst Du?“
„Bedauere sehr, aber ich mache keine dauernde Kapitalanlagen.“

Räthsel und Aufgaben.

Diamanträthsel.

```

      a
    a a a
  a a b b e
d b e e e e g
a a a a h i r
m m m n n r
  r r t n n
    n n
      w
  
```

Die Buchstaben der bestehenden Figur ordne man derartig, daß die wagerechte und senkrechte Mittellinie gleichlautend eine Stadt in der Provinz Sachsen nennt. Die erste und letzte Reihe besteht aus je einem Buchstaben. In anderer Reihenfolge bezeichnen die übrigen Reihen eine Erebstadt, einen Zeitausschnitt, ein deutsches Fürstentum, Körpertheil, einen Kanton in der Schweiz und eine Stadt im Bezirk Potsdam.

Füllräthsel.

```

  * c * d *
  * r * h *
  * c * a *
  * o * t *
  * l * e *
  * l * r *
  * e * n *
  * i * e *
  * r * i *
  * r * s *
  * i * s *
  * a * o *
  * a * l *
  * a * c *
  * r * s *
  * i * r *
  * o * n *
  
```

Die Sterne sollen derartig durch Buchstaben ersetzt werden, daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Mittelbuchstaben, nacheinander gelesen, ein Sprichwort nennen. Die Wörter bezeichnen, aber in anderer Reihenfolge, einen Anatemnamen, einen Baum, ein Raubtier, einen Vogel, ein Insekt, einen Fluß, einen Körpertheil, ein Ordensmitglied, eine Hülsenfrucht, eine Stadt, ein vierfüßiges Tier, einen Mädchennamen, eine Flächenfläche, eine Stadt in Bayern, eine Stadt in Frankreich, eine Person der Sage und ein in der Bibel genanntes Fahrzeug.

Buchstabenkreuz.

```

      a a e
      c d e
    e e e e a h i
    i i i l m n u
    m m n r r s
      s s s
      t t w
  
```

Werden die Buchstaben des Kreuzes richtig geordnet, so nennen die senkrechten und wagerechten Reihen, aber in anderer Reihenfolge: einen Mädchennamen, eine Stadt in Sachsen, eine Stadt in Posen, eine Stadt in der Provinz Sachsen, eine Kohlenart und einen Handwerker.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Rebus.

Auf Leid folgt Freud.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

— Aus der guten alten Zeit. —



General (während eines Feldzuges vor der Front auf dem Pferde sitzend und an eine Drakelblume zupfend):
„Gewinnen wir, gewinnen wir nicht?“

Nicht ruhig.

A.: „War es eine ruhige Stelle, wo Du sie geflüstert hast?“

B.: „Nein, es war auf dem Mund.“

Faust-Variante.

Mit Kiebesblicken
faßt Du an, —
Sald kommt ein Händ-
druck heran, —
Und boßt Du erst die
Lippen dar, —
So hat er Dich auch
ganz und gar. —

Im Atelier.

Malers (zum
Amtsrichter):
„Bitte, wie soll
ich Sie malen,
mit oder ohne
Amtsmiene?“



Bauernbub (der zum ersten Male Kellner
sieht zu seinem Vater): „Du, Voata, sage, tragen
die die Sacktücheln immer in der Hand?“

Doppelsinnig.

„Nun bin ich
schon zum vier-
zehnten Mal in
der Landeslotterie
durchgefallen.“

„Ihr Los ist
wirklich zum Er-
barmen.“

Nutzlos.

Mutter (die
zur Schlichtung
ehelicher Diffe-
renzen kam): „In
der Ehe muß man
schon ein Auge
zudrücken, liebes
Kind!“ Tochter:
„Das tu ich schon,
sehe aber immer
noch zu viel!“

Poesie und Prosa.

— „Haben Sie
nicht auch eine
poetische Ader?“
— „Nee, aber
Strampfadern.“

Unangenehmer Grad.

Studiosus: „Die Schreibfaulheit meines Onkels wird
immer unangenehmer — jetzt ist er schon postanweisungsfaul.“

Kleine Verwechslung.

— „Wenn Sie nach Dresden kommen, rate ich Ihnen,
die ‚Galerie‘ zu besuchen.“

— „Was fällt Ihnen ein! Ich kann mir eine Proskeniums-
loge leisten.“

✱ ✱ Mißverständnis. ✱ ✱



Er (im Theater auf die Galerie weisend): „Hör' nur,
wie die Leute über uns lachen.“

Sie: „Aber uns? — Mein Gott, was haben wir denn
so lächerliches an uns?“

~ ~ ~ Fabelhafter Sport. ~ ~ ~



Erster Leutnant (vor einer Centaurengruppe): „Ob
die bei Rennen auch ihre Jockeys hatten?“

Zweiter Leutnant: „Glaube kaum, Kamerad, haben
sich wohl selbst geritten.“

Der Ballon als Schreckmittel.

1.



Hans: „O, den Kuchen müssen wir haben.“
Karl: „Ganz einfach! Wir bemalen unseren Ballon,
dann werden wir ihn schon bekommen.“

2.



Die Mädchen: „Hu, der Teufel!“

3.



Es ist erreicht!



Im Zoologischen Garten.

Besucher: „Sie, Wärter, mir hat ein Affe meinen Gut
fortgenommen und in den Käfig gezogen. Können Sie mir
den nicht wieder herausholen?“

Wärter: „Da müssen Sie sich an den betreffenden
Aufseher wenden — ich gehöre zu den Rindviehen.“

Vertauschte Rollen.



„Wer ist dort die Frau, die ihren Mann so fürchterlich
abkanzelt?“
„Die Frau Kanzleirat Gallenhuber.“

Kasernenhofblüte.

Untersoffizier: „Vom Dienste könnt Ihr nichts Gutes
drücken, Eure Köchin könnt Ihr abdrücken — nur Eure Kniee
nicht durchdrücken!“



Beim Dorfbarbier.



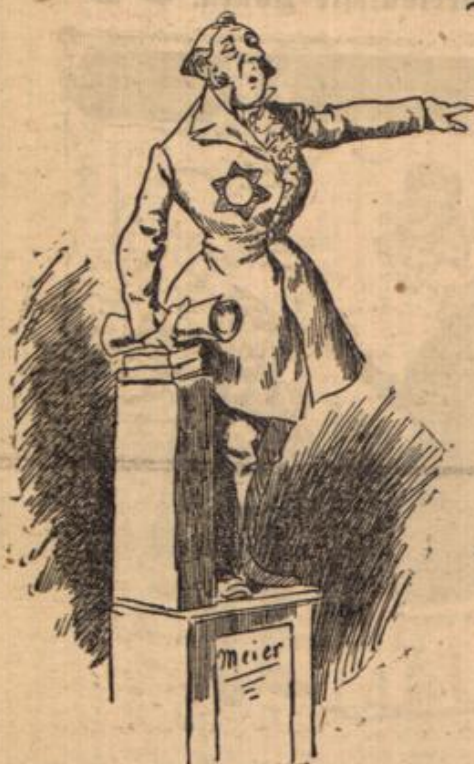
Kunde: „Was haben Sie denn da für ein schreckliches
Messer?“

Barbier: „Ach, das Messer ist gut, aber ich glaub',
meine Alte hat wieder Kartoffeln damit geschält.“

Praktisch.

(Text zu nebenstehenden Bildern.)

Wie der Gemeindevorstand von Troddelshausen das Denkmal seines berühmten Mitbürgers, des Stadtrats Meyer, praktisch zu verwerten wußte.



Im Wartesaal.

Der Ofen glüht im Wartesaal
So wie ein Gratenwender.
Gleich setzt sich ein jung Mädel hin
Nicht an den Wärmepfender.

Ein junger Mann tritt höflich-kühl
Heran und ohne Kärmen:
„Mein Fräulein, darf ich sitzen hier
„Daneben, mich zu wärmen?“

Sie nicht, viel kühler noch als er,
Und kumm setzt er sich nieder.
Allmählich guckt er hin nach ihr.
Und sie guckt manchmal wieder.

Nach Stunden lief der Zug erst ein,
Und da — es ist kein Märchen —
Da war der Ofen abgekühlt,
Doch glühte unser Pärchen.



In der Instruktionsstunde.

Der Unteroffizier erteilt zoologischen Unterricht und fragt den Rekruten Meyer, auf die Abbildung eines Dromedars zeigend: „Meyer, was ist das?“

Rekrut: „Ein Kameel.“

Unteroffizier (schimpfend): „Rhinozeros! Was ist das?“

Rekrut: „Ein Rhinozeros!“

Unteroffizier (schimpfend): „Kameel!“

Rekrut: „Herr Unteroffizier, das hab' ich ja gleich gesagt.“

Kleiner Irrtum.

In Unterviehshausen war der Gemeindefotter baufällig, und der Büttel hatte den Auftrag erhalten, einen arretierten Landstreicher in den Schweinestall zu sperren. Als der Büttel am nächsten Morgen zum Stall kam, war die Tür desselben erbrochen und der Häftling fort. Da rief der Hüter des Gesetzes erschrocken: „Jesses — da haben sicher a paar Gauner in der Meinung, es is a Schwein, den Lump gestohlt!“

Überempfindlich.



Diener: „Gnädige Frau, nach aller Voransicht bekommen wir diese Nacht Schnee!“

Baronin (abweisend): „Wir bekommen Schnee? — Ich bitte Sie, nur keine Vertraulichkeiten!“